Ausblick DOG 2018
Interview mit der Präsidentin

Prof. Dr. Nicole Eter
Präsidentin

Am 2. Oktober 2017 übernahm Professor Dr. med. Nicole Eter das Präsidentenamt der DOG. Prof. Eter studierte Humanmedizin an der Universität Bonn. Dort ließ sie sich nach dem Staatsexamen auch zur Fachärztin für Augenheilkunde weiterbilden. Heute ist sie Direktorin und Lehrstuhlinhaberin der Klinik für Augenheilkunde am Universitätsklinikum Münster. In der DOG ist sie unter anderem in der Arbeitsgemeinschaft Informationstechnologie in der Augenheilkunde aktiv.

Wie fortschrittlich ist die deutsche Ophthalmologie in Sachen Digitalisierung? Wo sehen Sie Nachholbedarf?
Nicht nur die Ophthalmologie, die gesamte Medizin hat sich im Gegensatz zur Industrie spät mit dem Thema „Digitalisierung und Vernetzung" beschäftigt. Inzwischen wird das Thema aber an verschiedenen Stellen aufgegriffen. Unter dem Oberbegriff „eHealth" beginnt der Einsatz digitaler Informations- und Kommunikationstechnologien, um das Zusammenspiel von niedergelassenen Ärzten, Krankenhäusern, Apotheken, Pflegeeinrichtungen und Krankenkassen durch effizientere Abläufe zu optimieren. Gerade für die Augenheilkunde sehe ich hier viele Ansatzmöglichkeiten, die – inzwischen nicht mehr ganz so neuen – technischen Entwicklungen nutzbar zu machen. In unserem Fachgebiet fallen vor allem auch durch die technologischen Sprünge im Bereich der Diagnostik inzwischen sehr große Mengen Daten an. Diese Datenmengen optimal nutzbar zu machen zum Wohle des Patienten und zur Förderung des medizinischen Fortschritts wird eine zentrale Aufgabe der kommenden Jahre sein. Und die Ophthalmologie – als traditionell sehr technikaffines Fach – ist hier geradezu prädestiniert, eine Vorreiterrolle einzunehmen.

Welche Vorteile der Digitalisierung sehen Sie speziell für die Augenheilkunde?
Die Chancen, die die Digitalisierung für die Medizin im Allgemeinen und für die Augenheilkunde im Besonderen bietet, sind mehr als nur erheblich. Ich möchte exemplarisch auf zwei Ansatzpunkte eingehen.

Die hervorragenden diagnostischen Möglichkeiten, die uns in der Zwischenzeit zur Verfügung stehen, haben dazu geführt, dass in der Augenheilkunde große Mengen an Informationen zur Verfügung stehen, die uns bei Diagnostik und bei therapeutischen Entscheidungen entscheidend unterstützen können. Die Augenheilkunde ist auch hier fast Spitzenreiter in der Medizin. Nur die Radiologie erhebt noch mehr Daten. So positiv diese Entwicklung zu bewerten ist, sie birgt auch Herausforderungen. Bildgebung bedeutet eben, dass letztlich Bilder vorliegen und keine Daten. Um einen Befund zu dokumentieren, ist daher häufig immer noch eine händische Eingabe nötig. Mehr Bildgebung wäre dann gleichbedeutend mit mehr Aufwand. Es wäre also sehr wichtig, dass wir Methoden und Tools entwickeln, die es erlauben, medizinisch relevante Daten, die wir mit den modernen diagnostischen Verfahren gewinnen, in digitale Formate zu übersetzen. Sie wären dann speicherbar und könnten etwa für die Beurteilung von Krankheits- bzw. Heilungsverläufen sehr sinnvoll nutzbar werden.

Der zweite Punkt betrifft die Vernetzung. Digitale Behandlungsfalldaten werden bereits heute in vielen Behandlungseinrichtungen in großer Zahl erhoben. Dieser Trend wird weiter steigen (siehe oben). Daten in digitaler Form bieten sehr viele Vorteile. Sie sind effizient zu verarbeiten, sie sind speicherbar, standardisiert und können schnell analysiert und ausgewertet werden. Vor allem in den Universitäten werden Daten unter bestimmten Voraussetzungen bereits heute zusätzlich zu Forschungszwecken genutzt. Die Qualität der wissenschaftlichen Ergebnisse steigt mit der Menge der zugrunde liegenden Daten. Das legt den Gedanken nahe, dass es sehr sinnvoll wäre, wenn die an den verschiedenen Zentren gesammelten Daten zum Zweck der Forschung in einem zentralen Datenregister zusammengeführt werden können. Die Möglichkeiten, die sich daraus für die Forschung ergeben, wären enorm. Eine so breite Datenbasis bietet aber nicht nur Chancen für die klinische und die Versorgungsforschung. Sie kann außerdem die sektorübergreifende Vernetzung von Praxen und Kliniken fördern und eröffnet völlig neue Ansätze zur Unterstützung der Befundung durch Mechanismen wie Deep Learning. Ein weiteres Problem sind Mehrfachuntersuchungen durch schlechte Verzahnung des ambulanten und stationären Sektors. Hier würden eine sektorübergreifende digitale Vernetzung und ein entsprechender Datenaustausch Kosten senken und Qualität steigern.

Beiden Themen, dem Entwickeln von Standards für die Digitalisierung diagnostischer Daten sowie der Vernetzung von Behandlungszentren, wird die DOG sich aktiv widmen. Sie hat dazu schon vor einigen Jahren die Arbeitsgemeinschaft DOG-IT eingerichtet, um diese Themen in der DOG zu verankern und ihre Entwicklung voranzutreiben.

Gegner der Digitalisierung berufen sich oft auf den Datenschutz. Lassen sich Patientendaten ausreichend schützen?
Medizinische Daten sind sensible Daten, die unbedingt geschützt werden müssen! Die informationelle Selbstbestimmung des Menschen ist ein Grundrecht. Darüber hinaus haben wir als Ärzte gegenüber den Patienten eine besondere Verpflichtung, mit den uns anvertrauten Daten sorgsam und verantwortungsvoll umzugehen. Wie sowohl medizinische Behandlungsfalldaten für die Forschung genutzt werden können als auch dabei den Anforderungen des Datenschutzes Rechnung getragen werden kann, ist eine der spannenden Fragen, für die wir in den kommenden Jahren dringend Lösungen erarbeiten müssen. Die DOG wird sich bei der Entwicklung von Lösungen auch hier aktiv einbringen. Neue eHealth-Ansätze gibt es schon. Ein Vorschlag ist, die Verfügungsgewalt über ihre medizinischen Daten den Patienten selbst zu übertragen. Sie könnten sie dann selbstständig und selbstbestimmt an behandelnde Ärzte/Zentren weitergeben. Ansätze, wie das funktionieren kann, hat das Fraunhofer Instituts in St. Augustin mit dem Medical Data Space vorgestellt.

Warum haben Sie sich für die Ophthalmologie entschieden?
Meiner Meinung nach ist Ophthalmologie eines der spannendsten Fächer in der Medizin. Goethe hat einmal gesagt: „Was ist das Schwerste von allem? Was dir das Leichteste dünket: Mit den Augen zu sehn, was vor den Augen dir lieget." Im Gegensatz zu vielen anderen Fächern können wir in der Augenheilkunde tatsächlich bereits mit einem Blick durch die Spaltlampe und das Funduskop viele Diagnosen sofort stellen. Darüber hinaus bietet das Auge aufgrund seiner optischen Qualitäten höchste Auflösung bei verschiedenen Bildgebungsverfahren, von denen beispielsweise Radiologen mit den Methoden MRT und CT nur träumen können. Und: Das Auge als optisches System ist für Fotografie-Fans eine „Kamera der Superlative". Also alles in allem: ein kleines Organ mit großem Wirkungsbereich!

Insgesamt nimmt der Frauenanteil in der Augenheilkunde seit Jahren zu. Wie beurteilen Sie den Status und die Karrieremöglichkeiten junger Frauen in diesem Fach? Könnte die DOG zur Förderung junger Ärztinnen beitragen?
In allen medizinischen Fachrichtungen, nicht nur in der Augenheilkunde, nimmt die Zahl die Frauen unter den Berufsanfänger kontinuierlich zu. Dies ist aus meiner Sicht eine erfreuliche Entwicklung. Dennoch zeigt sich trotz der hohen Frauenquote unter den Berufsanfängern, dass der Frauenanteil in der Oberarzt-Riege an universitären Einrichtungen deutlich unter 50 Prozent liegt. Noch verzerrter wird das Bild bei Betrachtung von Chefarzt- oder Direktorenpositionen. Wichtig ist es, jungen Assistenzärztinnen und Assistenzärzten frühzeitig unterschiedliche Karrieremöglichkeiten aufzuzeigen und die Vernetzung unter einander zu fördern. Hier hat die DOG durch Gründung der Young DOG eine sehr gute Plattform geschaffen, um diesen Austausch zu beflügeln und Karrieren zu fördern. Darüber hinaus werden durch Studenten-Stipendien zur Teilnahme am DOG-Kongress, Promotionspreise, Doktoranden-Stipendien und Incentivierung von DFG-Anträgen junge Kolleginnen und Kollegen in der Augenheilkunde gefördert und der Beginn einer wissenschaftlichen Karriere unterstützt. Dies sind meiner Meinung nach sehr wichtige Steuerungsmechanismen, die natürlich gleichermaßen von Frauen und Männern genutzt werden sollten.

Was empfehlen Sie Nachwuchsmedizinern, die als Kliniker Karriere machen möchten?
Eine Klinikkarriere bringt neben viel Arbeit sehr viel Freude und Gestaltungsmöglichkeiten. Ich versuche, jungen Nachwuchsmedizinerinnen- und -medizinern diesen Spaß an der Arbeit und die Karrierechancen darzustellen. Für mich bedeutet Universitätsmedizin, Translation zu leben, also von der Grundlagenforschung über klinische Forschung, bis hin zur Patientenversorgung. Diese große Bandbreite macht den Alltag so abwechslungsreich.